

NORA WESTFIELD

DER SOMMER, DER ALLES VERÄNDERTE



STILLWATER BAY · BAND 1

STILLWATER BAY

Band 1

Der Sommer, der alles veränderte

Nora Westfield



EICHENBERG VERLAG

© 2026 Nora Westfield

Überarbeitete Fassung, September 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, insbesondere Vervielfältigung, Verbreitung, Übersetzung, öffentliche Zurverfügungstellung oder Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers, soweit sie nicht durch gesetzliche Schranken des Urheberrechts erlaubt ist.

Autorin: Nora Westfield

Herausgeber / Verlag:

Eichenberg Verlag

Mariapfarr, Österreich

E-Mail: info@eichenberg-verlag.com

Website: www.eichenberg-verlag.com

FIKTIONS- UND UNABHÄNGIGKEITSHINWEIS

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um ein literarisches Werk der Fiktion. Sämtliche handelnden Personen, Dialoge, Handlungsabläufe und Ereignisse sind frei erfunden oder für die Zwecke der Erzählung fiktional ausgestaltet, soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird.

Im Werk genannte reale Orte, Gebäude und Einrichtungen werden ausschließlich als literarische Schauplätze verwendet. Alle geschilderten Vorgänge, insbesondere Straftaten, Konflikte, Geheimnisse, Besitz- und Familienverhältnisse, betriebliche und behördliche Abläufe, Räumlichkeiten, Dokumente und sonstige Einzelheiten, sind Bestandteil der fiktiven Erzählung und erheben keinen Anspruch auf Übereinstimmung mit der Wirklichkeit.

Etwaige Ähnlichkeiten fiktiver Figuren mit lebenden oder verstorbenen Personen oder mit tatsächlichen Ereignissen sind – soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen, historisch belegte Tatsachen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird – rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Der Leuchtturm brennt nicht mehr

Salz. Dann Tang, und darunter feuchte Erde.

Emma roch die Ostsee, bevor sie sie sah. Hinter Lübeck hatte sie das Fenster einen Spalt geöffnet, und irgendwo zwischen den letzten Feldern und den Kiefern hatte die Luft sich verändert. Man roch Stillwater Bay, bevor man es erreichte. Das war schon immer so gewesen.

Die Straße wurde schmaler, die Kiefern rückten zusammen, und durch ihre Kronen fiel das letzte Licht des Tages. Emma fuhr langsamer, als sie musste. Ihre Hände kannten die Kurven noch, jedes Schlagloch, die Stelle, an der der Sand durch den Asphalt kam. Zehn Jahre, und die Hände hatten nichts vergessen.

Auf dem Beifahrersitz lag die graue Mappe vom Anwalt. Nachlass. Hausübergabe. Vollmacht. Sie hatte unterschrieben, wo er es ihr gezeigt hatte. „Herzversagen“, hatte er am Telefon gesagt. „Mit siebzig kommt das vor.“

Dann lichteteten sich die Kiefern, und da lag sie. Die Ostsee. Nicht blau, nicht so, wie die Touristen sie sich im Sommer wünschten. Grau und schwer und still bis zum Horizont.

Mit sechs hatte Emma am Strand gegessen und darauf gewartet, dass das Wasser zurückkam, wie in ihrem Bilderbuch. Irene hatte sich neben sie in den Sand gesetzt. *Die Ostsee hat keine Gezeiten, Emma. Nur Wind.*

Das Ortsschild stand schief. *Stillwater Bay – gegründet 1889.* Die Farbe war verblasst, das Holz verwittert. Jemand hatte eine Girlande daran befestigt, wahrscheinlich zum letzten Hafenfest, und sie hing dort immer noch, nass und traurig, wie etwas, das man vergessen hatte abzunehmen.

Die Hauptstraße war leer. Es war Dienstagabend, kurz nach sieben, und die wenigen Geschäfte hatten geschlossen. Das Diner an der Ecke brannte noch Licht, aber die Stühle standen schon auf den Tischen, und durch das Fenster sah Emma eine Frau mit einer Schürze, die den Boden wischte, den Kopf gesenkt, in einer langsamen, erschöpften Bewegung. Daneben Marlenes Bäckerei mit dem grün-weißen Markisenstreif, den Emma von früher kannte. Geschlossen. Dunkel. Ein handgeschriebenes Schild im Fenster, das sie im Vorbeifahren nicht lesen konnte. Weiter unten, am Hafen, die Kutter und ein leises Klappern von Masten.

Sie bog in die Küstenstraße ein. Hier hörte die Stadt auf, und die Steilküste begann. Die Häuser wurden weniger, standen weiter auseinander, bis nur noch eines übrig war – ganz am Ende, wo die Straße in einen Schotterweg überging und der Schotterweg im Gras verschwand.

Irenes Haus.

Emma parkte neben dem alten Holzzaun, der schon zu Irenes Lebzeiten mehr Dekoration als Begrenzung gewesen war. Sie stellte den Motor ab. Blieb sitzen. Ihre Hände lagen noch auf dem Lenkrad, und sie betrachtete das Haus durch die Windschutzscheibe wie etwas, das sie erst einordnen musste, bevor sie es betreten konnte.

Das Gras reichte bis zu den Verandastufen, wild und verfilzt. An den Ecken der Holzfassade blätterte die weiße Farbe. Das Haus sah aus, als hätte es aufgehört, sich anzustrengen.

Emma stieg aus. Der Wind traf sie sofort – nicht kalt, aber beständig, mit dem Geruch von Salz und nassem Stein.

Dann ging sie auf das Haus zu.

Die dritte Verandastufe knarrte. Sie wusste es, bevor ihr Fuß sie berührte, und für eine Sekunde blieb sie stehen, den Fuß in der Luft, als könnte sie dem Geräusch ausweichen. Dann trat sie auf, und das Knarren war genau so, wie es immer gewesen war – tief und hölzern und ein wenig empört, als beschwerte sich die Stufe über den Besuch.

Die Tür war unverschlossen. Emma drückte die Klinke herunter, und die Tür schwang auf, schwerer als erwartet, das Holz war feucht und gequollen. Dahinter: Dunkelheit. Stille. Und ein Geruch, der sie traf wie ein Schlag.

Lavendel.

Irenes Lavendel. Die getrockneten Sträuße, die sie in kleine Leinen-säckchen nähte und in jede Schublade, jeden Schrank, jeden Raum legte. Der Geruch war noch da. Überall. Und unter dem Lavendel etwas anderes – etwas Muffiges, Feuchtes, das dazugekommen war, seit niemand mehr die Fenster öffnete. Seit niemand mehr hier war.

Emma tastete nach dem Lichtschalter. Er saß links, auf Hüfthöhe, genau dort, wo ihre Hand ihn suchte, ohne dass sie es planen musste. Das Licht ging an – ein warmes, gelbliches Licht, das den Flur in weichen Schatten tauchte. Die Glühbirne summte leise, ein Geräusch wie ein Insekt hinter Glas, und in ihrem Schein sahen die Wände blasser aus, als Emma sie in Erinnerung hatte. Die Tapete – ein feines Streifenmuster, cremefarben und blassblau – löste sich in der oberen Ecke neben der Treppe. Irene hätte das nie zugelassen. Irene, die jede lose Leiste am selben Tag repariert hatte, die den Garten schnitt, als wäre Wildwuchs eine persönliche Beleidigung.

An der Wand hingen die gerahmten Fotos, die schon immer dort gehangen hatten: das Hochzeitsbild von Irene und Großvater Paul – sie im weißen Kleid, er in einem Anzug, der ihm zu groß war, beide lachend, als hätte der Fotograf einen Witz gemacht, den nur sie verstanden. Die Aufnahme vom Hafen, 1971, schwarzweiß, die Fischerboote in einer ordentlichen Reihe. Und darunter, in einem kleineren Rahmen: Emma als Kind, auf der Veranda, eine Muschel in der Hand, das Gesicht der Kamera zugewandt, aber die Augen auf etwas gerichtet, das außerhalb des Bildes lag. Sieben Jahre alt. Einer der Sommer, in denen alles noch einfach gewesen war.

Sie ging weiter. An der Garderobe hing Irenes Regenjacke – die blaue, mit den goldenen Knöpfen. Darunter die Gummistiefel, ordentlich nebeneinander. Als käme Irene gleich zurück.

Die Küche. Der Raum, in dem Irene gelebt hatte. Nicht das Wohnzimmer, nicht das Schlafzimmer – die Küche. Hier hatte sie gelesen, geschrieben, telefoniert, ihre Kräuter sortiert und ihren Tee getrunken. Der Holztisch stand in der Mitte, vier Stühle, einer leicht schräg, als wäre jemand gerade aufgestanden. Die Uhr an der Wand über dem Herd war stehengeblieben. Vierzehn Uhr siebzehn. Emma starrte auf die Zeiger und fragte sich, ob das der Moment gewesen war. Ob die Uhr aufgehört hatte, als Irene aufgehört hatte. Aber das war Unsinn, Uhren brauchten Batterien, keine Menschen.

In der Spüle stand ein Becher. Halbvoll. Dunkler Rand am Porzellan, dort, wo der Tee eingetrocknet war. Kamillentee, wahrscheinlich. Irenes Abendtee. Jemand hatte die Küche aufgeräumt – die Arbeitsflächen waren sauber, das Geschirr weggestellt – aber den Becher hatte man übersehen. Oder stehen lassen. Vielleicht hatte jemand gedacht, dass es pietätlos wäre, den letzten Becher abzuspuhlen.

Emma berührte den Rand des Bechers mit der Fingerspitze. Kalt. Natürlich kalt. Was hatte sie erwartet?

Im Wohnzimmer ein aufgeschlagener Roman, die Lesebrille auf den Seiten, als wäre Irene nur kurz aufgestanden.

Der Flur zum hinteren Teil des Hauses. Links das Bad. Rechts das Gästezimmer. Geradeaus Irenes Schlafzimmer, die Tür angelehnt, ein Streifen Dunkelheit. Emma ging daran vorbei.

Und dann: die Tür zum Arbeitszimmer.

Sie blieb stehen. Die Tür war zu. Nicht angelehnt wie die anderen, sondern zu. Geschlossen. Emma legte die Hand auf die Klinke und drückte. Nichts. Sie drückte fester. Die Klinke bewegte sich, aber die Tür gab nicht nach. Abgeschlossen.

Emma ließ die Hand sinken.

Irenes Arbeitszimmer war nie abgeschlossen gewesen. Nie. Als Kind hatte Emma stundenlang dort gesessen, auf dem Boden zwischen den Bücherregalen, während Irene am Schreibtisch saß und schrieb – Briefe, Listen, Dinge, die Emma damals nicht verstand. Die Tür stand immer offen. Immer.

Sie kniete sich hin. Das Schlüsselloch war altmodisch, groß genug, um hindurchzusehen. Dahinter: Dunkelheit. Aber sie roch etwas – altes Papier, Tinte, und darunter etwas Metallisches, Scharfes, das sie nicht einordnen konnte. Wie Kupfer. Wie alte Münzen.

Emma stand auf. Legte die Handfläche flach gegen das Holz der Tür. Dahinter war etwas, das Irene eingeschlossen hatte. Etwas, das wichtig genug war, um diese Tür zum ersten Mal abzuschließen, seit Emma denken konnte.

Sie ließ die Hand sinken. Trat zurück. Nicht jetzt. Nicht heute Abend.

Sie ging zurück in die Küche. Und diesmal sah sie ihn.

Der Umschlag lag auf dem Tisch, halb verdeckt von einer Ausgabe des *Küstenboten* – der dünnen Wochenzeitung, die mehr Anzeigen als Nachrichten enthielt. Er musste die ganze Zeit dort gelegen haben, aber die Zeitung hatte ihn verdeckt, und Emmas Blick war zuerst zum Becher in der Spüle gewandert, zur Uhr, zum schrägen Stuhl.

Jetzt sah sie ihn.

Ein weißer Umschlag, nicht groß, nicht klein, das Format eines gefalteten Briefes. Er lag genau in der Mitte des Tisches, als hätte ihn jemand mit Absicht dort platziert – nicht achtlos hingeworfen, sondern hingelegt, ausgerichtet, die Kanten parallel zur Tischkante. Irene. Selbst in ihren letzten Tagen war sie pedantisch gewesen.

Und darauf, in blauer Tinte, in einer Handschrift, die Emma sofort erkannte: *Emma*.

Nur der Vorname. Kein Nachname, keine Anrede, kein *Meine liebe Emma*, wie Irene früher geschrieben hatte, in den Briefen, die irgendwann aufgehört hatten zu kommen. Nur *Emma*. Als wäre es das Einzige, was noch zählte.

Aber die Schrift war anders. Nicht die klare, aufrechte, beinahe strenge Handschrift, die Irene ihr Leben lang geführt hatte. Diese Buchstaben waren zittrig. Unsicher. Die Striche dünn und ungleichmäßig, als hätte die Hand, die sie geschrieben hatte, gegen etwas ankämpfen müssen – Schwäche, Erschöpfung, oder vielleicht auch Angst.

Emma nahm den Umschlag. Er war leicht. Ein einzelnes Blatt, vielleicht zwei. Sie drehte ihn um. Unversiegelt, aber die Klappe war sorgfältig eingesteckt, nicht zugeklebt. Irene hatte gewollt, dass er geöffnet werden konnte. Aber nicht von jedem.

Emma hielt den Brief in beiden Händen. Der Wind draußen hatte zugenommen – sie konnte ihn hören, wie er um das Haus strich, an den Fensterrahmen rüttelte, das Gras auf der Klippe flach drückte. Drinnen war es still. Nur die Uhr, die nicht mehr tickte, und das Rauschen ihres eigenen Blutes in den Ohren.

Sie steckte den Brief in die Innentasche ihrer Jacke. Ungeöffnet. Ihr Herz schlug schneller, und sie wusste nicht, ob es Trauer war oder Angst oder etwas dazwischen, das noch keinen Namen hatte.

Der Flur zu ihrem alten Kinderzimmer war kurz. Drei Schritte. Die Tür stand offen, und dahinter war alles so, wie sie es verlassen hatte – das schmale Bett unter dem Fenster, die geblümete Tagesdecke, die Irene jedes Jahr im Frühling gewaschen und in der Sonne getrocknet hatte. Die Vorhänge mit dem Wellenmuster, die Irene selbst genäht hatte – blau und weiß, die Wellen akkurat und gleichmäßig, wie alles, was Irene tat.

Und auf dem Fensterbrett die Muscheln. Sieben Stück, in einer Reihe, von groß nach klein. Emma hatte sie als Kind gesammelt, jeden Sommer eine neue, bis sie mit zwölf beschlossen hatte, zu alt für Muscheln zu

sein, und Irene hatte sie nie weggeräumt. Nicht nach dem letzten Sommer, nicht nach dem Streit, nicht nach den zehn Jahren Stille. Sie standen dort, als hätten sie gewartet.

Emma streckte die Hand aus. Berührte die größte Muschel mit der Fingerspitze – rau, kalkig, kühl. Dann zog sie die Hand zurück. Schnell, als hätte sie sich verbrannt.

Sie wandte sich ab und ging zurück durch den Flur, durch die Küche, durch die Tür, die sie offen gelassen hatte, hinaus auf die Veranda. Sie ließ sich auf den Schaukelstuhl fallen – Irenes Schaukelstuhl, der rechte, der näher am Geländer stand – und der Stuhl quietschte leise unter ihrem Gewicht, ein vertrautes, klagendes Geräusch.

Die Luft traf sie wie Wasser – feucht und kalt und voller Salz. Der Himmel war dunkler geworden, tiefgrau, fast violett am Horizont, und das Meer unter ihr war schwarz und ruhig und endlos.

Und am Ende der Klippe, drei Kilometer entfernt, stand der Leuchtturm.

Eine schwarze Silhouette gegen den Abendhimmel. Massiv, unbeweglich, der weiße Anstrich im Dämmerlicht zu einem matten Grau geworden. Sie sah die Risse im Mauerwerk, den Rost am Geländer der Galerie, das Gras, das in den Fugen der Treppenstufen wuchs, die zur Tür hinaufführten. Dunkel. Seit Jahren dunkel. Seit man ihn abgeschaltet hatte, aus Gründen, die niemand genau erklären konnte, und die niemand hinterfragte, weil man in Stillwater Bay vieles nicht hinterfragte.

Emma kannte den Leuchtturm. Als Kind hatte sie ihn von der Veranda aus beobachtet, sein Licht, das in gleichmäßigen Abständen über das Wasser strich – eins, zwei, drei, Pause, eins, zwei, drei, Pause. Ein Rhythmus, der sie in den Schlaf gewogen hatte, an den Sommerabenden, wenn das Fenster offen stand und das Meer rauschte und die Welt so einfach war, wie sie es nie wieder sein würde.

Dann hatte das Licht aufgehört. In ihrem letzten Sommer hier, sie war siebzehn. Irene hatte gesagt: *Die haben ihn abgestellt*. Mehr nicht. Und Emma hatte nicht gefragt, weil man mit siebzehn andere Dinge im Kopf hat als ein Licht, das ausgeht.

Sie stand auf, trat ans Geländer und starrte den Leuchtturm an, und der Leuchtturm starrte zurück, blind und stumm, ein Relikt aus einer Zeit, die niemand mehr erinnern wollte.

Dann flackerte es.

Kurz. So kurz, dass Emma dachte, sie hätte es sich eingebildet. Ein warmes, goldenes Licht, ganz oben, hinter dem Glas der Laterne. Ein Flackern, wie eine Kerze im Wind, nicht das gleichmäßige Strahlen von früher, sondern etwas Unstetes, Zögerndes, als würde das Licht selbst nicht sicher sein, ob es brennen wollte.

Emma hielt den Atem an. Ihre Finger umklammerten das Verandageländer.

Wieder. Diesmal länger. Zwei Sekunden, vielleicht drei. Das Licht brannte, golden und warm, und warf einen schwachen Schein auf das Glas, und in diesem Schein – eine Gestalt. Jemand stand dort oben, hinter dem Glas, eine Silhouette, die sich nicht bewegte. Jemand, der aufs Meer hinaussah.

Oder auf sie.

Das Licht erlosch.

Emma stand in der Dunkelheit. Ihr Herz schlug hart und schnell, und der Wind zerrte an ihrer Jacke, und das Meer unten an den Klippen schlug gegen den Stein mit einem Geräusch wie ein langsamer, gleichmäßiger Atem.

Sie griff in die Innentasche ihrer Jacke. Ihre Finger fanden den Umschlag. Sie zog ihn heraus, drehte ihn um, und im letzten Rest des Abendlichts sah sie, was auf der Rückseite stand.

Sechs Wörter. In Irenes zittriger Handschrift. Blauer Kugelschreiber, die Buchstaben dünn und schief und drängend, als hätte die Hand nicht schnell genug schreiben können für das, was sie zu sagen hatte.

Vertrau dem Mann im Leuchtturm nicht.

Emma starrte auf die Worte. Der Wind riss an dem Umschlag in ihren Händen. Hinter ihr knarrte das Haus. Vor ihr lag das Meer, schwarz und still, und am Ende der Klippe stand der Leuchtturm, dunkel und schweigend, als wäre nie ein Licht dort gewesen.

Als hätte sie es sich eingebildet.

Aber Emma Hartmann bildete sich nichts ein. Das war das Problem. Das war schon immer das Problem gewesen.

Sie steckte den Brief zurück in die Tasche, den Rücken zum Meer, das Gesicht zum Haus, und ging hinein. Die Dielenbretter knarrten unter ihren Schritten. In der Küche summte der Kühlschrank – jemand hatte ihn laufen lassen, wahrscheinlich die Nachbarn, wahrscheinlich aus Gewohnheit, wahrscheinlich, weil niemand wusste, wann man aufhört, das Haus einer Toten am Laufen zu halten.

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

Draußen, am Ende der Klippe, flackerte das Licht ein letztes Mal.

Aber da sah niemand mehr hin.

ERSTER TEIL

Nebel

Rückkehr zu den Überresten

Das Licht war falsch.

Emma lag auf dem Rücken, die Augen halb offen, und versuchte zu begreifen, warum das Licht von der falschen Seite kam. In ihrer Wohnung in Hamburg fiel es von links durchs Fenster, ein schmaler, grauer Streifen zwischen den Jalousien, der sich über die Decke zog wie ein Strich mit Lineal. Hier kam es von rechts. Wärmer. Weicher. Getragen von einem leisen Rauschen, das nicht aufhörte und nicht lauter wurde, sondern einfach da war, wie ein Puls.

Die Ostsee.

Sie schlug die Augen auf. Die Decke über ihr war niedrig und weiß, mit einem feinen Riss, der von der Lampe in der Mitte zur Ecke lief. An den Wänden die Vorhänge mit dem Wellenmuster, blassblau im Morgenlicht. Und auf dem Fensterbrett, in einer akkuraten Reihe von groß nach klein, die sieben Muscheln.

Irenes Haus. Irenes Kinderzimmer. Nein – ihr Kinderzimmer. Das Zimmer, in dem sie jeden Sommer geschlafen hatte, von ihrem fünften Lebensjahr bis zu ihrem siebzehnten, wenn die Schule aus war und die Eltern sie an die Küste schickten, weil der Sommer in Stillwater Bay besser war als der Sommer in der Stadt. Und weil Irene es so wollte.

Emma setzte sich auf. Ihr Rücken schmerzte – die Matratze war dünn und durchgelegen, und sie hatte unruhig geschlafen, war mehrmals aufgewacht, hatte in die Dunkelheit gestarrt und auf das Knarren des Hauses gelauscht, das sich im Wind bewegte wie ein altes Schiff auf ruhiger See. Einmal, gegen drei Uhr, hatte sie geglaubt, Schritte zu hören – auf der Veranda, langsam, gleichmäßig. Aber als sie ans Fenster ging, war

niemand da. Nur der Wind und das Gras und die Dunkelheit und der Leuchtturm, der sich schwarz gegen den Nachthimmel abhob.

Kein Licht. Diesmal kein Licht.

Der Brief lag auf dem Nachttisch. Sie hatte ihn dort hingelegt, bevor sie sich ausgezogen hatte, den Umschlag mit der Schrift nach oben, *Emma*, und die ganze Nacht hatte er dort gelegen, drei Handbreit von ihrem Kopf entfernt, und sie hatte es gewusst, die ganze Zeit, im Schlaf und im Wachen, so wie man weiß, dass jemand im Raum ist, auch wenn man ihn nicht sieht.

Sie sah den Brief an. Streckte die Hand nicht aus. Stattdessen stand sie auf, zog sich die Jeans vom Vortag an und das graue Sweatshirt, das nach Auto roch, und ging barfuß über die kühlen Dielen in die Küche.

Irenes Kaffeemaschine stand auf der Anrichte neben dem Herd. Eine alte Filtermaschine, braunes Plastik, ein Riss im Deckel, den Irene mit Klebeband repariert hatte. Emma öffnete den Schrank darüber – Kaffee, zweite Reihe, links, in der Blechdose mit dem verblichenen Etikett. Ihre Hände wussten es, bevor sie nachdenken konnte. Morgens Kaffee, abends Kamille. So war Irene gewesen. Sie füllte Wasser ein, maß den Kaffee ab, drückte den Schalter. Die Maschine gurgelte und zischte und begann zu tropfen, langsam, und der Geruch stieg auf, dunkel und bitter und so vertraut, dass Emma die Augen schließen musste.

Sie stand da, die Hände auf die Anrichte gestützt, und wartete, bis die Kanne voll war. Der Kühlschrank summte. Die Uhr an der Wand stand still. Durch das Fenster fiel das Morgenlicht in die Küche und zeichnete ein Rechteck auf den Holzboden, in dem Staubkörner tanzten.

Emma goss sich Kaffee ein. Irenes Becher – der weiße mit dem blauen Anker, den sie von einem Hafenfest mitgebracht hatte – stand im Abtropfgestell. Jemand hatte ihn gespült. Emma nahm einen anderen, den schlichten braunen, der dahinter stand, und trug ihn nach draußen.

* * *

Die Veranda war feucht vom Morgentau. Die Schaukelstühle glänzten, und zwischen den Dielen hatten sich dünne Moosstreifen gebildet. Emma setzte sich in den linken Stuhl – nicht in Irenes, nicht in den rechten – und legte die Füße auf das Geländer. Der Kaffee dampfte in ihren Händen.

Vor ihr lag die Ostsee. Der Nebel hing tief über dem Wasser, so dicht, dass man den Horizont nicht sehen konnte. Es war, als höre die Welt zwanzig Meter vor der Klippe einfach auf – dahinter nur Grau und Stille und das leise, gleichmäßige Schlagen der Wellen gegen den Stein.

Dann die Schritte.

Nicht auf der Veranda. Im Gras. Links von ihr, wo der Klippenweg vom Leuchtturm heraufführte – ein schmaler Pfad, den man vom Haus aus kaum sehen konnte, weil das Gras ihn im Sommer überwucherte. Jemand kam diesen Weg herauf. Ohne Eile. Gleichmäßig. Als gehöre er hierher.

Emma stellte den Becher auf das Geländer. Ihre Finger schlossen sich um die Armlehne des Stuhls.

Der Mann tauchte aus dem Nebel auf wie etwas, das das Meer ausgespuckt hatte. Groß. Breitschultrig. Mitte vierzig vielleicht. Eine dunkle Arbeitsjacke, die Hände in den Taschen. Sein Haar war feucht – vom Nebel oder vom Schweiß, sie konnte es nicht sagen – und über seiner linken Augenbraue verlief eine schmale, weiße Narbe, die sein Gesicht in zwei Hälften teilte: eine, die ruhig war, und eine, die es nicht ganz schaffte.

Er blieb am Fuß der Treppe stehen. Sah sie an. Nicht überrascht, nicht neugierig – eher so, als hätte er gewusst, dass sie dort sitzen würde, und als wäre es in Ordnung, aber nicht mehr.

„Das Schloss an der Hintertür ist kaputt“, sagte er. Seine Stimme war tiefer, als Emma erwartet hatte, und ruhiger. Kein Gruß, kein Anlauf. „Ich wollte es seit Wochen reparieren. Bin nicht dazu gekommen.“

Emma legte den Kopf schief. Der Nebel trieb zwischen ihnen durch, in langsamen, grauen Schwaden, und der Mann stand in seinem Zentrum, als gehöre er dazu.

„Wer sind Sie?“

„Noah Callahan.“ Er nahm eine Hand aus der Tasche und deutete vage in Richtung Klippe. „Ich wohne am Leuchtturm. Irene hat mich gebeten, nach dem Haus zu sehen.“

Die Worte trafen Emma an einer Stelle, die sie nicht erwartet hatte. Nicht der Name, nicht der Leuchtturm – sondern das *gebeten*. Irene hatte diesen Mann gebeten, nach dem Haus zu sehen. Nicht ihre Enkelin. Nicht Emma. Einen Fremden.

„Nach dem Haus zu sehen“, wiederholte Emma. Es war keine Frage, aber es klang wie eine.

Noah nickte. Er wartete nicht auf eine Einladung, nicht auf Erlaubnis, nicht auf ein *Kommen Sie doch rein*. Er ging einfach um das Haus herum, zur Hintertür, und Emma hörte seine Schritte auf dem Kies, dann das Knirschen einer Werkzeugkiste, die geöffnet wurde.

Sie blieb sitzen. Der Kaffee auf dem Geländer dampfte nicht mehr. Hinter dem Haus begann Noah zu arbeiten – das Geräusch von Metall auf Holz, ein leises Hämmern, dann das Schaben eines Schraubenziehers. Rhythmisch, sicher, ohne Zögern. Ein Mann, der wusste, was er tat. Der dieses Haus kannte. Der wusste, welches Schloss kaputt war, ohne nachsehen zu müssen.

Vertrau dem Mann im Leuchtturm nicht.

Emma griff nach dem Kaffee und trank ihn, obwohl er kalt geworden war.

* * *

Noah ging, ohne sich zu verabschieden. Sie hörte die Werkzeugkiste zuklappen, dann seine Schritte auf dem Kies, dann das Starten eines Motors – ein Truck, alt, der Diesel ratterte und hustete, bevor er ansprang. Das Geräusch entfernte sich den Schotterweg hinunter, wurde leiser, und dann war es still.

Emma stand in der Küche. Die Sonne war durch den Nebel gebrochen und fiel jetzt in breiten Streifen durch die Fenster. Der Raum war warm geworden, und der Lavendelduft hatte sich mit dem Kaffeegeruch vermischt, und es roch nach Irene und nach Morgen und nach etwas, das sie nicht benennen konnte.

Sie ging zur Hintertür. Das Schloss war neu. Glänzendes Metall, sauber eingesetzt, die Schrauben bündig mit dem Holz. Er hatte nicht nur repariert – er hatte ersetzt. Gründlich, schnell, professionell. Als hätte er es schon oft getan.

Emma drehte den Schlüssel, der im Schloss steckte. Er ging leicht. Sie zog ihn ab, hielt ihn in der Hand, betrachtete ihn. Ein neuer Schlüssel an Irenes Schlüsselbund. Sie legte ihn auf die Anrichte und ging zurück in den Flur.

Die Tür zum Arbeitszimmer. Verschlossen, wie gestern. Emma legte die Hand auf das Holz, als könnte sie durch Berührung verstehen, was dahinter war. Dann ließ sie die Hand sinken und trat einen Schritt zurück.

Im Tageslicht sah der Flur anders aus. Die Schatten, die gestern Abend alles verschluckt hatten, waren weg, und in dem harten Morgenlicht erkannte Emma Details, die sie übersehen hatte. Die Tapete neben der Tür war an einer Stelle heller – ein Rechteck, wo der Garderobenschrank jahrelang gestanden hatte, bevor ihn jemand einen Meter weiter-

gerückt hatte. Und daneben, halb verdeckt vom Schrank an seinem neuen Platz, hing ein gerahmtes Foto.

Emma schob den Schrank zur Seite. Er war schwerer, als er aussah, und die Beine kratzten über die Dielen mit einem Geräusch, das durch das stille Haus hallte. Dahinter: das Foto. Und etwas anderes.

Das Foto zeigte Irene. Jünger, Ende vierzig vielleicht, das Haar noch nicht ganz grau, das Gesicht schmaler und entschlossener, als Emma es in Erinnerung hatte. Neben ihr stand ein Mann, den Emma nicht kannte. Arbeitsjacke, dunkle Hose, schwere Stiefel. Er lächelte. Irene nicht, aber sie stand nahe genug neben ihm, dass sich ihre Schultern berührten, wie zwei Menschen, die einander lange kannten und es niemandem zeigen wollten. Hinter ihnen: die Fassade des Rathauses von Stillwater Bay, die Fahne im Wind.

Und unter dem Foto, direkt an die Tapete gepinnt, ohne Rahmen, ohne Schutz: ein DIN-A3-Bogen. Irenes Handschrift. Keine Einkaufsliste, kein Brief – ein Schema. Namen, Daten, Pfeile, die Verbindungen zogen. Emma trat näher.

Karl Voss. Der Name stand ganz oben, unterstrichen, zweimal. Darunter: *1987. Hafen. Heinrich.* Ein Pfeil von *Heinrich* zu einem Wort, das Irene durchgestrichen und neu geschrieben hatte: *Bootsunfall.* Daneben, in roter Tinte, ein Fragezeichen. Groß und dick und entschlossen, als hätte Irene den Stift in das Papier gedrückt, um sicherzugehen, dass niemand es übersah.

Weiter unten: *Peter Voss – aktueller Bgm.* Ein Pfeil zu *Karl Voss*, daneben das Wort *Sohn.* Und ein weiterer Pfeil, gestrichelt, der von *Peter Voss* nach unten führte, zu einem Namen, den Emma fast nicht entziffern konnte, weil Irene ihn mehrmals überschrieben hatte, als wäre sie sich nicht sicher gewesen: *Thomas Callahan.*

Callahan. Wie Noah.

Emma starrte auf den Bogen. Die Handschrift war anders als auf dem Brief – fester, kontrollierter, nicht zittrig, sondern konzentriert. Das hier war nicht in den letzten Tagen entstanden. Das war Arbeit. Wochen, vielleicht Monate. Irene hatte recherchiert, systematisch, mit der Gründlichkeit, die sie auf alles anwandte – den Garten, die Küche, die Wahrheit.

Und sie hatte es hier aufgehängt, im Flur, hinter einem Schrank, nicht im Arbeitszimmer. Als hätte sie es griffbereit haben wollen, auch wenn die Tür verschlossen war. Oder als hätte sie es dort versteckt, wo niemand es suchen würde – niemand außer jemandem, der den Schrank zur Seite schob.

Emma trat zurück. Ihre Hände zitterten nicht, aber ihr Atem ging schneller, und in ihrem Kopf drehten sich die Namen wie Zahnräder, die noch nicht ineinandergriffen. Karl Voss. Heinrich. 1987. Bootsunfall. Thomas Callahan. Noah Callahan, der am Leuchtturm wohnte und Irenes Hintertür reparierte.

Sie brauchte Luft. Den Brief vom Nachttisch nahm sie mit, ohne ihn anzusehen.

* * *

Stillwater Bay im Morgenlicht war ein anderer Ort als Stillwater Bay am Abend. Der Nebel hatte sich gehoben, und die Sonne lag auf den Dächern und dem Hafen und den bunten Booten wie ein Versprechen, das die Stadt nicht einlösen konnte. Die Häuser an der Hauptstraße leuchteten in Pastellfarben – blassgelb, mintgrün, ein verwaschenes Rosa – und die Blumenkästen an den Fenstern waren voll und gepflegt, als gäbe es jemanden, der dafür zuständig war, dass Stillwater Bay hübsch aussah. Dass es aussah, wie es aussehen sollte.

Emma parkte am Hafen. Die Kutter schaukelten an ihren Leinen, Möwen kreisten über den Masten, und der Geruch von Salzwasser, Diesel,

Räucherfisch und frischem Brot lag in der Luft. Vor Marlenes Bäckerei standen zwei Frauen und unterhielten sich, die Köpfe zusammengesteckt, und als Emma vorbeiging, verstummten sie für eine Sekunde – eine Sekunde zu lang – bevor sie weitersprachen. Emma spürte ihre Blicke im Rücken wie Fingerspitzen.

Der Kiosk am Hafen war geöffnet. Ein kleines Holzhäuschen mit einer Durchreiche, an der ein handgeschriebenes Schild hing: *Kaffee, Tee, belegte Brötchen*. Daneben die lange Bank, die Emma von früher kannte – eine massive Holzbank, die aussah, als stünde sie dort seit der Gründung der Stadt und würde auch noch dort stehen, wenn alles andere längst verschwunden war.

Auf der Bank saß ein alter Mann.

Er war dünn und krumm und saß so still, dass man ihn hätte übersehen können, wäre da nicht die orangefarbene Thermoskanne neben ihm gewesen, die in der Sonne leuchtete wie ein kleiner Leuchtturm. Sein Gesicht war braun und tief gefurcht, die Haut lederig von Jahrzehnten auf dem Wasser, und seine Hände – große, knotige Hände, die Gelenke geschwollen – lagen auf seinen Knien wie vergessene Werkzeuge.

Er sah Emma, bevor sie ihn sah. Seine Augen waren wach, überraschend klar in dem verwitterten Gesicht, und sie folgten ihr, während sie über den Steg ging, ohne dass er den Kopf bewegte.

„Irenes Enkelin.“

Emma blieb stehen. Es war keine Frage. Eine Feststellung, ausgesprochen mit einer Stimme, die klang wie Kies unter Stiefeln.

„Ja“, sagte Emma.

Der alte Mann nickte. Langsam, als hätte er es gewusst und als hätte seine Frage nur der Form halber gedient.

„Theo“, sagte er. Kein Nachname. Kein Händeschütteln. Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Bank neben sich, und Emma setzte sich, obwohl sie nicht vorgehabt hatte zu bleiben. Etwas in seiner Stim-

me machte das – eine Schwere, die nicht Traurigkeit war, sondern etwas Älteres, Tieferes, das nach Geduld und langen Wintern klang.

„Sie hat von dir geredet“, sagte Theo. Er sah aufs Meer hinaus, nicht auf Emma. „Oft. Besonders in den letzten Monaten.“

Die letzten Monate. Emma schluckte. „Ich wusste nicht –“

„Nein“, sagte Theo. „Das wusstest du nicht. Aber sie wusste von dir. Hat immer gewusst, wo du bist, was du machst.“ Er hob die Thermoskanne, goss sich Kaffee in den Deckel, trank. „Hat deine Webseite verfolgt. Die Grafiksachen. War stolz, hat sie aber niemandem gezeigt. War nicht ihre Art.“

Emma spürte, wie etwas in ihrer Brust eng wurde, etwas, das sie seit der Autofahrt hierher zusammengehalten hatte, und das jetzt, unter Theos nüchternen Worten, Risse bekam. Irene hatte ihre Webseite verfolgt. Irene hatte gewusst, wo sie war. Und hatte trotzdem nie geschrieben, nie angerufen, nie –

„In den letzten Monaten“, sagte Emma. „Du hast gesagt, sie war anders.“

Theo sah sie an. Zum ersten Mal direkt, und seine Augen waren so klar und so alt, dass Emma das Gefühl hatte, durch Glas zu schauen, hinter dem sich etwas Großes und Dunkles bewegte.

„Unruhig“, sagte er. „Still. Nicht ihre übliche Stille – eine andere. Als trüge sie etwas, das zu schwer wurde.“ Er stellte den Deckel ab. „Deine Großmutter hat Fragen gestellt, Emma. In Stillwater Bay stellt man besser keine Fragen.“

Die Worte hingen in der Luft zwischen ihnen, schwer und salzig, und die Möwen kreischten über dem Hafen, und die Boote klopften gegen den Steg, und Emma saß auf der Bank und wusste nicht, was sie sagen sollte, also sagte sie nichts.

Theo stand auf. Er bewegte sich langsam, steif, als hätte sein Körper die Geschmeidigkeit des Meeres nie gelernt, obwohl er sein Leben dar-

auf verbracht hatte. Er griff nach der Thermoskanne, klemmte sie unter den Arm und ging den Steg hinunter, zu einem der kleineren Boote, einem blauen mit weißem Rumpf, und stieg ein, als hätte er dieses Gespräch nie geführt.

Emma blieb sitzen. Die Sonne war höher gestiegen, und die Schatten der Boote lagen kurz und scharf auf dem Wasser. Vor Marlenes Bäckerei standen die beiden Frauen immer noch und sahen jetzt offen herüber. Eine von ihnen hob die Hand, ein halbes Winken, und Emma hob die Hand zurück, automatisch, und wandte sich ab.

* * *

Die Küstenstraße zurück zum Haus war kurz. Fünf Minuten, vielleicht sechs. Aber auf halber Strecke, dort, wo die Straße eine Kurve machte und man den Leuchtturm sehen konnte, wenn man nach links schaute, hielt Emma an.

Sie stellte den Motor ab. Öffnete das Fenster.

Der Leuchtturm stand da, wie er gestern Abend gestanden hatte, wie er seit Jahrzehnten dort stand – massiv, weiß, das Glas oben stumpf und blind. Im Tageslicht war er nur ein Gebäude. Alt, verwittert, mit Rissen im Putz und Rost an der Galerie. Nichts Geheimnisvolles, nichts Bedrohliches. Ein Leuchtturm, der nicht mehr leuchtete.

Aber an der Tür unten, der schweren Holztür, an die Emma als Kind nie herangedurft hatte – Irene hatte gesagt: *Da geht man nicht hin* – lehnte etwas. Eine Werkzeugkiste. Groß, metallisch, mit einem Aufkleber auf dem Deckel, den sie von hier aus nicht lesen konnte. Aber sie erkannte die Kiste. Sie hatte sie heute Morgen gehört, das Klicken des Verschlusses, als Noah sie öffnete.

Noah Callahan wohnte im Leuchtturm.

Noah Callahan, dessen Nachname auf Irenes Notizen stand. Neben den Pfeilen. Neben den Fragezeichen. Neben 1987.

Vertrau dem Mann im Leuchtturm nicht.

Emma griff in die Jackentasche. Der Brief war da, wo sie ihn gelassen hatte, der Umschlag weich geworden von der Körperwärme. Sie zog ihn heraus. Hielt ihn in beiden Händen. Die Sonne schien auf das weiße Papier, und Irenes Schrift leuchtete blau und zittrig, *Emma*, und auf der Rückseite die sechs Wörter, die sie nicht lesen musste, weil sie sie längst auswendig kannte.

Genug gewartet.

Sie startete den Motor. Sie wollte den Brief an Irenes Tisch lesen, auf Irenes Stuhl.

Im Rückspiegel: der Leuchtturm, weiß und still in der Mittagssonne, wie ein Knochen, den das Meer an Land gespült hatte.

Emma fuhr schneller.

Aber der Leuchtturm blieb im Spiegel, bis die Kurve ihn verschluckte.

ENDE DER LESEPROBE

Der Sommer, der alles veränderte

WIE GEHT ES WEITER?

Ihre Großmutter hinterließ ihr ein Haus an der Ostsee, eine Wand voller Fragen und auf der Rückseite eines Umschlags eine Warnung: „Vertrau dem Mann im Leuchtturm nicht.“

Zehn Jahre lang war Emma Hartmann nicht mehr in Stillwater Bay. Nach dem Tod ihrer Großmutter Irene fährt die Hamburger Grafikdesignerin zurück in die kleine Stadt an der Ostsee. Offiziell ist Irene an Herzversagen gestorben. Doch ihr Arbeitszimmer ist zum ersten Mal abgeschlossen, und am ersten Abend flackert im seit Jahren dunklen Leuchtturm ein Licht.

Irene hat fast dreißig Jahre lang recherchiert: über den Sommer 1987, über Kisten, die nachts an der alten Mole ankamen, und über Heinrich Voss, den Sohn des damaligen Bürgermeisters, der im August 1987 auf See verunglückt sein soll. Unter einem Dielenbrett liegt sein Tagebuch. Der heutige Bürgermeister heißt Peter Voss, er lächelt viel – und kurz nach Emmas Ankunft öffnet jemand nachts mit einem Schlüssel ihre Hintertür und nimmt gezielt drei Stücke von Irenes Pinnwand mit.

Hilfe bietet ausgerechnet der Mann aus dem Leuchtturm: Noah Callahan, schweigsam, mit einer Narbe über der Augenbraue, Ire-

nes Vertrauter. Er tauscht das Schloss aus, bevor Emma darum bittet, und kennt einen Weg unter die gesperrte Mole. Je näher Emma ihm kommt, desto deutlicher wird, dass er mehr weiß, als er sagt.

Ihm zu vertrauen heißt, Irenes letzte Warnung zu übergehen.

Ein romantischer Spannungsroman aus der Gegenwart: Herbst an der Ostsee, Nebel über der Bucht, eine langsame Liebe und eine Stadt, die siebenunddreißig Jahre lang geschwiegen hat.

„Der Sommer, der alles veränderte“ ist Band 1 der Reihe „Stillwater Bay“ von Nora Westfield. Jeder Band erzählt die Liebesgeschichte eines neuen Paares; der Fall um den Sommer 1987 beginnt hier, läuft durch alle vier Bände und wird in Band 4 abgeschlossen. Am besten der Reihe nach lesen.

STILLWATER BAY – die Reihe umfasst 6 Bände.

Das vollständige Buch erhalten Sie bei Eichenberg Verlag:

www.eichenberg-verlag.com